

90]

Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

„Ich weiß, ich weiß, aber was soll ich jetzt thun?“ sagte Nechjudow. „Ich bin entschlossen, Dich jetzt nicht zu verlassen.“ wiederholte er, „und was ich gesagt habe, das thue ich.“

„Und ich sage, du thust es nicht!“ sagte sie und lachte laut auf.

„Katsjuscha!“ begann Nechjudow.

„Geh fort von mir. Ich bin eine Zuchthäuslerin, und Du bist ein Fürst und hast hier nichts zu suchen!“ rief sie, vom Zorn vollständig verwandelt, und riß ihm die Hand weg.

„Du willst durch mich deine Seele retten.“ fuhr sie fort und beeilte sich, alles zu sagen, was in ihrem Innern aufstieg. „Hast mich in diesem Leben genossen und willst durch mich auch in der andern Welt glücklich werden: Du bist mir widerwärtig, mit Deiner Brille und Deiner ganzen fetten, verfluchten Schnauze. Scharf Dich fort, fort!“ schrie sie und sprang mit einer energischen Bewegung auf die Füße.

Der Aufseher trat zu ihnen.

„Was machst Du da für einen Skandal! Wie darfst Du wohl . . .“

„Lassen Sie sie, bitte.“ sagte Nechjudow.

„Sie soll sich nicht vergessen.“ sagte der Aufseher.

„Nein, warten Sie, bitte.“ sagte Nechjudow.

Der Aufseher trat zum Fenster.

Die Maslowa setzte sich wieder, schlug die Augen nieder und preßte ihre kleinen Hände mit gekreuzten Fingern fest zusammen.

Nechjudow stand ihr gegenüber und wußte nicht, was er thun sollte.

„Du glaubst mir nicht.“ sagte er.

„Daß Sie mich heiraten wollen — daraus wird niemals etwas. Eher hänge ich mich auf! Da wissen Sie es!“

„Ich werde Dir dennoch dienen.“

„Das ist Ihre Sache. Nur habe ich von Ihnen nichts nötig. Das ist die Wahrheit, die ich Ihnen hier sage.“ sprach sie. „Und warum bin ich damals nicht gestorben!“ setzte sie hinzu und begann jämmerlich zu weinen.

Nechjudow konnte nicht reden; ihre Thränen teilten sich ihm mit.

Sie erhob die Augen, sah ihn gleichsam betäubt an und begann mit dem Brusttuch die über die Wangen fließenden Thränen abzutrocknen.

Der Aufseher trat jetzt wieder heran und erinnerte, daß die Zeit verstrichen sei. Die Maslowa stand auf.

„Sie sind jetzt erregt. Wenn es möglich ist, komme ich morgen wieder. Denken Sie nach.“ sagte Nechjudow.

Sie antwortete nichts und trat, ohne ihn anzusehen, hinter dem Aufseher hinaus.

„Nun, Mädchen, Du lebst jetzt fein.“ sagte die Korablewa zur Maslowa, als sie in die Zelle zurückkehrte. „Man sieht, er ist stark in Dich verleibt; paß auf, so lange er kommt. Er macht Dich frei. Reiche Leute können alles.“

„Wie das doch geht.“ sagte die Wärtersfrau mit ihrer singenden Stimme. „Für den Armen ist selbst die Nacht zu kurz zum Heiraten, der Reiche aber denkt nur nach, errät es, und alles kommt, wie er es gewünscht hat. Wir haben solch angesehenen Herrn, Schwälbchen, daß, was er unternimmt.“

„Nun, hast Du von meiner Sache gesprochen?“ fragte die Alte.

Aber die Maslowa antwortete ihren Gefährtinnen nicht, sondern legte sich auf die Pritsche und lag so bis zum Abend, indem sie die schrägen Augen in eine Ecke gerichtet hielt. In ihr ging eine qualende Arbeit vor sich. Das, was Nechjudow ihr gesagt, rief sie in die Welt, in der sie gelitten hatte, und aus der sie herausgegangen war, da sie sie nicht verstand und sie haßte. Ihr war jetzt die Vergessenheit abhanden gekommen, in der sie gelebt; mit klarer Erinnerung aber an das zu leben, was gewesen, war allzu qualvoll. Abends kaufte sie sich wiederum Branntwein und betrank sich mit samt ihren Gefährtinnen.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

„Ja, so ist es! so ist es!“ dachte Nechjudow, als er aus dem Gefängnis trat, und begriff erst jetzt seine ganze Schuld. Wenn er nicht versucht hätte, sein Vergehen wieder gut zu machen und zu bereuen, würde er niemals seine ganze Frevelhaftigkeit gefühlt haben, und sie hätte niemals das Böse vollständig empfunden, das er ihr zugefügt. Erst jetzt trat alles das in seinem ganzen Schrecken nach außen. Er sah jetzt nur das, was er mit der Seele dieses Weibes ange richtet hatte, und sie sah und verstand, was mit ihr geschehen war. Vordem hatte Nechjudow mit seinem Gefühl gespielt, mit seiner Reue herumgetändelt; jetzt war ihm einfach schrecklich zu Mute. Sie verstoßen — das fühlte er jetzt — konnte er nicht, und dabei vermochte er sich auch nicht vorzustellen, was aus seinen Beziehungen zu ihr werden sollte.

Gerade am Ausgange trat ein Aufseher mit unangenehm, einsamheidlichem Gesichtsausdruck und einem Kreuz und Medaillen auf der Brust auf Nechjudow zu und handigte ihm mit geheimnisvoller Miene einen Zettel ein.

„Hier ist ein Zettel für Civ. Excellenz von einer gewissen Person“, sagte er zu Nechjudow, als er ihm das Couvert übergab.

„Von welcher Person?“

„Das werden Sie erfahren, wenn Sie gelesen haben. Eine politische Gefangene. Ich bin in dieser Abteilung; da hat sie mich gebeten . . . und wenn es auch gegen die Vorschrift geht, so hat man doch hin und wieder menschliche Gefühle . . .“ Der Aufseher sprach unnatürlich geziert.

Nechjudow war überrascht, daß ein Aufseher der Abteilung, in welcher politische Gefangene interniert waren, im Gefängnis selbst und fast vor jedermanns Augen Zettel übergeben konnte; er wußte damals noch nicht, daß dieses ein Aufseher und gleichzeitig ein Spigel war. Er nahm trotzdem den Zettel und las ihn beim Hinangehen aus dem Gefängnis. In dem Schriftstück war mit Bleistift in kühnen Zügen, ohne den Endbuchstaben „jäär“, folgendes geschrieben:

„Da ich erfahren, daß Sie das Gefängnis besuchen und sich für eine in Haft befindliche Person interessieren, möchte ich mit Ihnen zusammentreffen. Bitten Sie um eine Zusammenkunft mit mir. Man wird sie Ihnen gewähren, und ich werde Ihnen eine Menge für Ihren Schützling und politische Verbrecher wichtiges Material überliefern. Ihre dankbare Wjera Bogoduchowstaja.“

„Bogoduchowstaja! Wer ist diese Bogoduchowstaja?“ dachte Nechjudow; er war vollständig vom Eindruck des Wiedersehens mit der Maslowa in Anspruch genommen und fand im ersten Augenblick keinen Zusammenhang zwischen diesem Namen und der Handschrift. Dann erinnerte er sich plötzlich. „Ah, die Diakonstochter bei der Bärenjagd.“

Wjera Bogoduchowstaja war Lehrerin in einer öden Gegend des Nowgorodsker Gouvernements gewesen, wohin Nechjudow mit seinen Kameraden zur Bärenjagd gefahren war. Diese Lehrerin hatte sich mit der Bitte an Nechjudow gewandt, ihr Geld zu geben, um zu studieren. Nechjudow gab ihr Geld und vergah sie. Jetzt zeigte sich, daß dieses Fräulein eine politische Verbrecherin war, im Gefängnis saß, wo sie wahrscheinlich seine Geschichte gehört hatte, und ihm jetzt ihre Dienste anbot. Wie damals alles leicht und einfach gewesen war, war jetzt alles schwer und kompliziert. Nechjudow erinnerte sich lebhaft und fröhlich an die damalige Zeit und seine Bekanntschaft mit der Bogoduchowstaja. Das war vor Fastnacht gewesen, in der Einöde, über sechzig Werst von der Eisenbahn entfernt. Die Jagd war glücklich, man hatte zwei Bären erlegt, ab zu Mittag und schickte sich an fortzufahren, als der Besitzer der Hütte, in welcher man Raft gemacht, mit der Botschaft kam, die Tochter des Diakons sei angekommen und wünsche den Fürsten Nechjudow zu sprechen.

„Ist sie hübsch?“ fragte jemand.

„Lassen Sie es gut sein.“ sagte Nechjudow, stand vom Tisch auf, wunderte sich, wozu die Diakonstochter ihn nötig hätte, machte ein ernstes Gesicht und trat in die Stube des Besitzers.

Im Zimmer befand sich ein Mädchen im Filzhut und

Pelz, nervig, mit magerem, unschönen Gesicht, in dem nur die Augen mit hochgezogenen Brauen hübsch waren.

„Da, Wjera Zefremowna, sprich mit ihm,“ sagte die alte Hausmutter, „das ist der Fürst selbst. Ich gehe fort.“

„Womit kann ich Ihnen dienen?“ sagte Nechjudow.

„Ich . . . ich . . . Sehen Sie, Sie sind reich und werfen Geld für unnütze Dinge, für eine Jagd weg. Ich weiß wohl, daß . . .“ — begann das Mädchen stark befangen — „aber ich will nur eins, will den Menschen nützlich sein und kann es nicht, weil ich nichts verstehe.“

„Was kann ich aber dazu thun?“

„Ich bin Lehrerin und möchte studieren, werde aber nicht zugelassen. Man würde mich schon zulassen, aber dazu gehören Mittel. Geben Sie sie mir, und ich beende den Kursus und gebe Ihnen das Geld zurück.“

Ihre Augen waren aufrichtig und gut, und ihr ganzer Ausdruck von Schüchternheit und Entschlossenheit war so rührend, daß Nechjudow, wie es zuweilen mit ihm geschah, sich plötzlich in ihre Lage hineinversetzte, sie verstand und bedauerte.

„Ich denke, die reichen Leute schießen Bären und machen die Bauern betrunken — alles das ist doch schlecht. Warum können Sie nicht Gutes thun? Ich brauche nur achtzig Rubel. Wenn Sie nicht wollen, ist es mir auch einerlei,“ sagte sie böse, denn der unverwandte, ernste Blick, den Nechjudow auf sie richtete, wurde von ihr ungünstig gedeutet.

„Im Gegenteil, ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie mir Gelegenheit gegeben haben . . .“

Als sie begriff, daß er ihren Wunsch gewährte, wurde sie rot und verstummte.

„Ich bringe es Ihnen sofort,“ sagte Nechjudow.

Er trat auf den Flur hinaus und traf hier einen Kameraden, der ihr Gespräch mitangehört hatte. Nechjudow ließ die Späße des Kameraden ohne Antwort, holte das Geld aus seiner Tasche und brachte es ihr.

„Bitte, bitte, danken Sie nicht. Ich muß Ihnen danken.“

Es war Nechjudow angenehm, sich jetzt an alle diese Vorfälle zu erinnern, wie er fast mit dem Offizier in Streitigkeiten geraten war, der aus der Sache einen schlechten Scherz machen wollte, wie ein anderer Kamerad ihm beisprang, und er infolge dessen näher mit ihm zusammen kam; wie die ganze Jagd glücklich und fröhlich verlief, und wie ihm angenehm zu Mute war, als man nachts zur Eisenbahnstation zurückkehrte. Der zweispännige Schlittenzug bewegte sich im Gänsemarsch in leichtem Trabe auf dem schmalen Wege durch bald hohe, bald niedrige Wälder mit Tannen, die von dicht gehäuften Schneeflocken erdrückt wurden. In der Dunkelheit glänzte etwas mit rötlichem Schein, und jemand rauchte eine duftende Cigarette an. Ossip, der Treiber, lief von Schlitten zu Schlitten, bis an die Knie im Schnee, setzte sich nieder und erzählte von Elentieren, die jetzt auf tiefen Schneefeldern gehen und Espenrinde fressen, und von Bären, die jetzt in ihrem dichten Lager den warmen Atem durch das Luftloch schnauben.

Nechjudow fiel das alles und besonders das glückliche Gefühl des Bewußtseins seiner Gesundheit, Kraft und Sorglosigkeit wieder ein. Die Lunge trieb den Halbpelz auf und atmete die Frostluft ein; auf das Gesicht fiel Schnee von kleinen Zweigen, die das Krummholz gestreift hatte; der Körper war warm, das Gesicht frisch, und im Herzen weder Kummer noch Vorwürfe, noch Furcht, noch Wünsche. Wie war das schön! Aber jetzt? Mein Gott, wie war jetzt alles qualvoll und mühsam! Offenbar war Wjera Zefremowna eine Rebellin und als solche eingesperrt. Er mußte sie sehen, besonders weil sie ihm Andeutungen zu machen versprochen hatte, wie er das Los der Maslowa erleichtern könnte.

Achtundvierzigstes Kapitel.

Als Nechjudow am andern Morgen erwachte, fiel ihm alles wieder ein, was gestern gewesen war, und er erschraf. Aber ungeachtet dieser Furcht beschloß er fester als je, das angefangene Werk fortzusetzen.

In diesem Gefühl des Bewußtseins seiner Pflicht fuhr er von Hause fort und fuhr zu Maslennikow, um ihn um Erlaubnis für seinen Besuch im Gefängnis außer bei der Maslowa auch bei der alten Menschowa mit ihrem Sohn, für welche die Maslowa Fürsprache bei ihm eingelegt, zu bitten; außerdem wollte er eine Zusammenkunft mit der Bogoduchowskaja erwirken, die der Maslowa nützlich sein konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Herr Schlaifjer und die „Freie Volksbühne“.

In der letzten Generalversammlung des Vereins wurde auch über die Kritiken des Herrn Schlaifjer gesprochen, und der Vorsitzende sowie einige Glieder des Ausschusses hielten mit ihren von der Auffassung des Kritikers abweichenden Meinungen nicht zurück. Wenn die „Kritik“ frei ist, wird nur wohl auch, denken wir, die gleiche Freiheit für eine Kritik der Kritik in Anspruch genommen werden dürfen. Da Herr Schlaifjer zu unserm Bedauern nicht anwesend war, legten sich die Diskussionsredner, die zu der Sache sprachen, große Zurückhaltung auf. Ein Schweigen war, da aus der Versammlung heraus die Anfrage kam, ausgeglichen.

Herr Schlaifjer hat es hierauf für gut befunden, in dem ihn zierenden Tone der Ueberlegenheit nimmere dem Verein und der Vereinsleitung den Text zu lesen. („Vorwärts“ vom 8. Mai.) Der Verein, der gegenwärtig 6500 Mitglieder zählt und im nächsten Winter die 7. Abteilung erhält, ist mit einmal — „litterarisch tot“, „sinkt zu einem ästhetischen Zirkel der besseren Art, bei ungeschickter Leitung zu einem solchen der schlechteren Art herab“. Freilich, Herr Schlaifjer hat die Güte, sein Urteil einzuschränken: Der Verein ist litterarisch tot, nur wenn er denselben Charakter, den er seit je getragen und mit dem er groß geworden, beibehält. Gingegegen läßt uns Herr Schlaifjer freundlich weiterleben, wenn der Verein sich einer großen nagehen von ihm erfindenden Radikalität unterzieht; wenn er nämlich sich als experimentierende Seceffionsbühne aufthut, verkannte Talente aufstöbert und zu diesem Behuf womöglich einen „Dramaturgen“, einen „anständig bezahlten Mann“ anstellt. Unter diesen Umständen wird es wohl für uns bei dem „litterarischen Tode“ von Herrn Schlaifjers Gnaden sein Weidenen haben müssen. Denn daß ein Volksbühnenverein die hier gewiesenen Pfade einschlagen sollte, ist für jeden, der die Verhältnisse kennt, von vornherein ausgeschlossen. Der jämmerlich magere Ertrag der laufenden Bühnenproduktion, der bereits von den öffentlichen Theatern vergebens nach erträglichen Erzeugnissen durchsucht wird — der würde gerade auch die Anstellung eines von Arbeitergroßen zu unterhaltenden Specialdramaturgen lohnen! Die der „Volksbühne“ eingesandten Stücke, darunter solche, die dann später an öffentlichen Bühnen aufgeführt wurden, haben alles andre nur nicht in dieser Beziehung ermunternd gewirkt. Ratschläge sind eine gute Sache; nur sollte der Ratgeber die Menschenfreundlichkeit besitzen, die Leute, die dem Rat nicht folgen wollen, nicht gleich im voraus tot zu sagen.

Ihr Relief erhält diese liebenswürdige Prognose durch die Bemerkungen zum Programm der freien Volksbühnen unreformierten Stils. Herr Schlaifjer stellt sich als außerordentlich tolerant hin: Leichte Unterhaltungsware könne und müsse mit unterlaufen, nur müßten „die guten Stücke überwiegen“.

Wie bescheiden! denkt der Leser sicher bei diesen Worten. Das müßte doch schon eine ganz miserable Vereinsleitung sein, die nicht einmal solchen niedrig gestellten Ansprüchen gerecht würde. Aber es giebt offenbar solche Vereinsleitungen! Dann fährt Herr Schlaifjer fort: „Zimmer wird die Kritik die Sache der Volksbühnen vertreten, sei es auch unter Umständen gegen die Männer, in deren Händen die Sache augenblicklich ruht.“

Nach dem Zusammenhang des Ganzen kann der Leser bei dieser Stelle nur an die Leitung der „Berliner Volksbühne“ denken. Gegen diese Leitung also muß „die Kritik“, und zwar eine Kritik, die ihre Ansprüche so weit herabsetzt, sich der guten Sache annehmen! Die beste Antwort darauf giebt eine Uebersicht des winterlichen Repertoires. Es wurden aufgeführt: „Faust“, „Frehlags „Journalisten“, Drehers „Winterschlaf“, „Mimma von Varnhelm“, Schmitzlers „Vermächtnis“, Jbsens „Kosmersholm“, „Hamlet“, „Die Töchter des Herrn Dupont“ von Brioux, Björnsens „Renvermählte“, zwei Einakter von Haarleben, einer von Sudermann und einer von Schmitzler. Wenn auch die Aufführung des von Herrn Schlaifjer dem Verein eingereichten und später, im Schiller-Theater gespielten „Hinrich Vornsen“ abgelehnt ist, dürfte diese Auswahl sich doch immerhin sehen lassen!

Zum Schluß kommt Herr Schlaifjer auf den schauspielerischen Wert der Vereinsvorstellungen im Ostend- und Lessingtheater zu sprechen. Das Lessingtheater bildet, nach seinen Kritiken zu schließen, den negativen Gegenpol zum Schiller-Theater; sowie dort alles Licht, ist hier alles Schatten. Es ist das eine Privatmeinung von Herrn Schlaifjer, mit der, wenigstens was das Schillertheater betrifft, seine Leser ja hinlänglich bekannt sind. Aber es wäre erwünscht, wenn er über die Wirkungs Grenzen seiner Privatmeinung sich seiner Täuschung hingäbe. Hoffentlich führt er seine Drohung aus: falls sein Appell an die Leitung, an Neumann-Hofer, an die Schauspieler fruchtlos bleibe, an die Arbeiter zu appellieren, die schließlich nicht dazu da sind, sich verhöhnen zu lassen (!). Die nächste Generalversammlung unseres Vereins bietet ihm die beste Gelegenheit dazu. Wenn der Appell auch keinen weiteren Erfolg haben sollte, vielleicht trägt die Diskussion dazu bei, den von Herrn Schlaifjer, und zwar nicht nur gegen unsern Verein, beliebten Ton in Zukunft etwas herabzudämpfen.

Conrad Schmidt,

Vorsitzender der Berliner Freien Volksbühne.

Hygienisches von Stadt und Land.

(Von Prof. Dr. M. Kubner. München und Leipzig. 48 S. Preis 1 M.)

Die Gefährlichkeit der Zunahme und des Wachstums der großen Städte für die Volksgesundheit gilt den meisten mehr als ein Dogma, denn als eine bewiesene Thatsache. In den meisten Ländern hat sich im Lauf der letzten Jahrzehnte die Zahl der Städter bedeutend vermehrt; so wohnt jetzt fast die Hälfte aller Deutschen in Städten, vor 27 Jahren war es nur der dritte Teil. Dieses Wachstum ist naturnotwendig und wird noch vorschreiten. Statistisch läßt sich nachweisen, daß die Sterblichkeit in der Stadt im allgemeinen größer ist als auf dem Lande und zwar besonders bei Männern in der Blüte der Jahre, weniger bei Frauen. Auch für die erste Kindheit ist das Land günstiger. — Zur Erklärung dieser Thatsachen durchforschte K. die äußeren Verhältnisse des städtischen Milieus und die Lebensweise des Einzelnen.

Die Stadtluft ist ein wenig (0,5—2° Ref.) wärmer als die des freien Landes und windstill, wird also weniger oft erneuert. Sie ist aber auch schlechter, weil reicher an Staub, Bakterien und Verbrennungsbestandteilen, die zum Teil von industriellen Anlagen herrühren; im Centrum ist die Luft am schlechtesten. Eine solche Luft schädigt nicht nur unmittelbar Leute mit kranken Atmungsorganen, sondern giebt auch Veranlassung zur Entstehung von ungesunden Nebeln, wie in London und Hamburg, und erfüllt die Atmosphäre über der Stadt mit einem Dunst, der dem für alles Organische so wichtigen Sonnenlicht den Durchgang erschwert. Es ist erwiesen, daß die Stadt weniger Sonnenschein hat als das Land, und zwar gerade im Winter, wo man seiner am meisten bedarf. Ist die Straßenluft schon schlecht, so ist es die der Wohnungen noch mehr, zumal wenn sie durch den Aufenthalt vieler Menschen, durch Heizung und Belüftung, durch das Gewerbe verdorben wird. Den Hauptanteil an der Gesundheitschädlichkeit der Wohnungsluft trägt die Uebersättigung der Wohnräume. Dabei bieten ohnehin die Wohnungen dem Einzelnen meist einen zu kleinen Luftraum. Zudem sind sie teuer: der städtische Arbeiter giebt etwa $\frac{1}{4}$, der ländliche noch nicht $\frac{1}{2}$ seines Einkommens für Wohnungsmiete aus. Für diesen Uebelstand sieht K. das Heilmittel in einer gründlichen Wohnungsreform, der auch die besser Situierten ihre volle Aufmerksamkeit zuwenden sollten; denn ungesunde Wohnungen sind zur Zeit der Epidemien Brutstätten der Seuchen und als solche eine Gefahr für die Gesamtheit. (So lange wir noch keine Wohnungsinspektoren haben, und wohl auch dann können Arbeiter-Sanitäts-Kommissionen auf diesem Gebiet viel Gutes leisten. Ref.) Gesunde Häuser müssen auf gesundem Boden stehen, deshalb ist die Reinhaltung des städtischen Baugrundes, für die ja, namentlich in den großen Städten, viel gethan wird, so wichtig. Auch Bauordnungen, die nicht zu viel Massenquartiere entstehen lassen, sondern mehr vereinzelte, durch genügenden Luftstrom getrennte Gebäude, können segensreich sein. Das Vorortshjem hält K. für nachteilig, weil es den Arbeiter zwingt, die Mahlzeiten außer dem Hause einzunehmen, ihm also das Leben verteuert. Geringere, wenn auch beachtenswerte Schäden sind das Fehlen guter Flußbäder, wegen der Verschmutzung der städtischen Wasserläufe, ferner die Minderwertigkeit vieler Nahrungs- und Genußmittel, die auf dem langen Wege vom Produzenten zum Konsumenten allerlei Verfälschungen ausgesetzt sind.

Der einzelne Städter könnte manche Schädlichkeiten seines Milieus besser abwehren, wenn er für sich und die Seinigen den Grundrissen der privaten Hygiene mehr Geltung verschaffte. Da die Städter zum großen Teil ein Leben in geschlossenen Räumen führen, sollen sie wenigstens für gute Lüftung dieser Räume sorgen und die Ruhe so ausgiebig als möglich zur Bewegung im Freien benutzen. Weil bei vielen städtischen Berufen die Muskelarbeit im Verhältnis zu der der Nerven gering ist, vermindert sich auch die körperliche Leistungsfähigkeit und die Lust an körperlicher Thätigkeit; am Ende ihres Arbeitstages verspüren solche Leute nicht die angenehme Muskelermüdung, sondern nervöse Abspannung. Zur Entschung und Vermehrung der Nervosität tragen überdies der Straßenverkehr, weil er unauswählbar zu angespannter Aufmerksamkeit zwingt, der Straßenlärm, der dessen Beseitigung so wenig geschieht, die Erschütterungen des Körpers bei Benutzung der öffentlichen Fuhrwerke nicht wenig bei. „Des Dienstes ewig gleich gestellte Uhr“ verlangt unerbittlich die Erfüllung des täglichen Arbeitspensums auch von solchen, deren augenblickliche seelische oder körperliche Verfassung sie ihnen erschwert; in solchen Fall sucht man sich durch gewisse Genußmittel, namentlich den Alkohol, Spannkraft zu verschaffen. Doch wird dieser ein gefährlicher Fremd, zumal wenn beim Umgang mit ihm die Aufnahme wirklicher Nahrungsmittel vernachlässigt wird. Ein Ausbruch der Nervosität mag vielleicht auch die Lust der Großstädter am Wohnungswechsel sein, die gerade bei Inhabern kleiner Wohnungen ein Opfer von etwa 10 Proz. der Wohnungsmiete erfordern soll. Endlich thut noch die übermäßige Arbeitszeit und die städtische Art der Vergnügungen, die mehr Anstrengung als Erholung bieten und zudem meist die Nachtruhe beeinträchtigen, das ihrige zur Ausbreitung der Nervosität. Mit Recht hebt K. hervor, daß unter solchen Umständen der Kampf gegen den Alkohol so lange aussichtslos sei, bis man die Ursachen, die zum Alkoholgenuß verleiten, beseitigt habe. — Nach dem Gesagten wird man verstehen, warum unter den Todesursachen Gehirn-, Herz- und Nierenkrankheiten bei den Städtern eine viel

größere Rolle spielen als bei den Landbewohnern. — Der schlechte Einfluß sitzender Lebensweise macht sich auch auf das Wachstum und die Entwicklung der Jugend bemerkbar; so sind in der Textilindustrie die Spinner durchschnittlich etwas kleiner und von schwächerem Brustbau als die Färber, Handwerker und Tagelöhner. Solche Lebensweise schafft den Boden für das Gedeihen der Tuberkulose.

Wie der Städter diesen Berufschädigungen entgegenzutreten hat, ergibt sich von selbst. Erholung bei körperlicher Thätigkeit im Freien, gute Hautpflege, einfache, reizlose, aber kräftige Ernährung sind die Waffen des Einzelnen gegen sie.

Der jährliche Landaufenthalt, schon längst ein Bedürfnis für viele Städter, kann die Fehler eines ganzen Jahres nicht gut machen, laßt die private Hygiene nicht ersetzen. Doch kann er immerhin viel nützen, wenn man dabei seinen Körper lübt und den Geist ausruhen läßt, nicht aber das Leben der Stadt auf dem Lande fortsetzt. Daher hüte man sich vor überfüllten Mode-Orten, wo die Fremdenindustrie die städtischen Bedingungen geschaffen hat, denen man zu entfliehen suchen sollte.

Das etwa ist das Resümee der vorzüglichen Schrift des bekannten Hygienikers, ein Resümee, das dem Leser nur andeuten soll, welche Belehrung er von dem — übrigens mit meisterhafter Klarheit geschriebenen — Werkchen zu erwarten hat. Die kleine Schrift ist wahrlich ein nützliches und gewisvolleres Mittel zur notwendigen Verbreitung hygienischer Anschauungen und Kenntnisse, als mancher dickleibige, zusammenkomplizierte sogenannte ärztliche Hansschatz. Sollte aber der eine oder der andre durch die ihm neuen Ausführungen erschrecken lassen, so mag er nur berücksichtigen, daß, wie auch K. hervorhebt, die Sterblichkeit in den letzten Jahrzehnten in Stadt und Land erheblich gesunken ist. Was gerade für den Mann in der Vollkraft der Jahre den Aufenthalt in der Stadt gefährlich macht, sind nicht so sehr die Eigentümlichkeiten der Stadt als solcher, als vielmehr die Schädlichkeiten, denen er sich im Verufe, besonders in der Industrie und im Gewerbe aussetzen muß, wie das auch ein anderer verdienter Hygieniker, Kruse (Wonn) in einer Schrift „über den Einfluß des städtischen Lebens auf die Volksgesundheit“ jüngst bewiesen hat. Es kann auch nach diesem Gelehrten nicht im Ernst von der bei den Agrariern so beliebten Degeneration der städtischen Bevölkerung die Rede sein. So waren z. B. in Bayern verhältnismäßig die meisten zum Militärdienst Tauglichen nicht unter den Landlenten zu finden, sondern gerade unter den Angehörigen des industriellen und gewerblichen Verufe. Ueberhaupt scheint die von manchen angenommene körperliche Entartung der kultivierten Völker eine Fabel zu sein; es ist durchaus nicht mit Sicherheit nachzuweisen, daß unsere Vorfahren größer und stärker als wir gewesen seien, ja es ist sogar wahrscheinlich, daß in allen Kulturstaaten die Körperbeschaffenheit der Bevölkerung im großen und ganzen eine geringe Besserung erfahren hat. Doch darf sich der Volksfreund damit noch lange nicht zufrieden geben. Die Forschungen der Hygiene und die Ergebnisse der Statistik zeigen ihm, daß und wie die Gesundheit des Volkes noch gebessert werden kann. — e-s.

Kleines Feuilleton.

g. Der Mai war schuld daran. Eigentlich sollte sie schon lange zu Hause sein, sie ging aber doch noch weiter — immer weiter. Die Sonne lodte gar zu sehr.

Es war nicht einmal schön, dort wo sie ging. Alles bloß „Gegend“, wie der Vater immer sagte. Rechts und links Laubkolonien, dazwischen Waupläge und Wiesenland, aber schon die freie Luft hier draußen und das wundervolle frische Grün!

Auf den Wiesen blühten die Butterblumen, wie Tausende von leuchtenden Sonnen strahlten ihre gelben Kelche aus dem jungen Gras. In den Kolonien arbeitete man. Die Frauen gruben das Land um und steckten junges Gemüse. Die Männer zimmerten Lauben und hölzerne Bänke und Tische. Hier und da waren schon Frühlingsblumen gepflanzt, Stiefmütterchen und blaue Bergfameinicht und dazwischen dunkelglühender Goldblat. In einem freien Platz hatten sich die Kinder an die Hand gefaßt und tanzten einen Ringelreihen. Sie blieb einen Augenblick stehen und horchte. Der Wind trug die hellen Stimmen gerade zu ihr hinüber:

„Marietchen saß auf einem Stein
Und kämmt sich ihr goldnes Haar . . .“

„Und kämmt sich ihr goldnes Haar.“ Sie wiederholte die Worte, und während sie weiterging summte sie die Melodie vor sich hin. Ein Lächeln spielte um ihren weichen Mund. All diese junge Maierpracht, dieses Frühlingsprossen, das war so schön — so schön! Das stahl sich so in das Herz hinein, das machte die Brust so weit — so hoffnungsfroh, als gäbe es gar kein Lebenselend mehr, als ginge es nur immer so weiter hinein in das Schöne, Wundervolle — entgegen irgend etwas Großem, Niegeahntem — dem Glück.

Dem Glück — der helle Glanz in ihren Augen ersch, ein Seufzer rang sich aus ihrer Brust: wo war das Glück? Sie wartete schon so lange darauf — schon dreißig Jahre. Sie hatte es nie gefunden. Sie fand es wohl auch niemals mehr. Woher sollte es kommen? Sie dachte an ihr Heim. In die finstere Wohnung auf dem dritten Hofe, an das dunkle Zimmer, wo den Tag über die Maschine rasselte, wo der Vater auf dem Stiehbett lag. Da fand das Glück nicht hin. Wie ein Schluchzen ging es über ihr Gesicht

An ihrer Seite schwirte eine Lerche auf; trillernd verlor sie sich im blauen Aether. Sie folgte ihr mit den Augen, bis sie entschwand. Und wieder flammte es in ihrem Herzen empor, dieses frohe, ahnungsseelige Hossen: es mußte doch noch kommen — das Glück. Einmal mußte es kommen, — einmal — bald, vielleicht heut noch — o sicher heut! Wenn sie nach Haus kam, war es da, groß, leuchtend, die ganze dunkle Stube strahlte auf in seinem wunderbaren Glanz, strahlte hell und golden, wie die Maiensonne . . .

Zu ihren Füßen blühten Blumen, armseliger Bienenlaug und dürrstiges Hirtenäpfelkraut, sie brach sie aber doch und wand sie zu einem Strauß zusammen. Wie würde es sein, das Glück? Ach, sie wußte es eigentlich selbst nicht. Vielleicht war der Vater gesund geworden, vielleicht hatte Fritz geschrieben, — Fritz, der nun schon so lange verschollen war, vielleicht war er drüben, jenseits des großen Wassers zum reichen Mann geworden und kam nun heim, um Vater und Schwester das Glück zu bringen, vielleicht hatte sich auch nur ein neuer Mieter gefunden, und sie hatte für die nächsten Wochen etwas weniger Sorgen als bisher. . . .

Vielleicht — vielleicht, aber das war ja gerade das Köstliche, unsahbar Süße, daß man so gar nicht ahnte, wie das Glück war, daß man nur wußte, es würde da sein, groß, strahlend, überwältigend in all seiner Fülle und Herrlichkeit.

Sie preßte den kleinen Strauß an die Brust und wandte den Schritt nach Hause. Ein Leuchten lag auf ihrem Gesicht, ihr Gang war schnell, — hastig fast — als könnte sie es nicht erwarten, heim zu kommen, — dem Glück entgegen. . . .

Der Kranke lag auf seinem Lager in der Ecke und grämelte: „Nein, wo bist Du gewesen? So lange fort zu bleiben — so lange!“ Dann sah er den Strauß in ihrer Hand: „Ach, Du bist auf die Wiesen gegangen? Du hast Blumen gepflückt? Solch ein Unsinn! Wo hier die Arbeit wartet! Nun wirst Du wieder die ganze Nacht durchwachen müssen. Nein, wie kam Dir nur der Einfall, Blumen zu pflücken?“

Das alte Mädchen stellte den weissen Strauß in ein Wasserglas, dann schob sie die Nähmaschine an den Tisch, schloß die Nouléaus und zündete die Lampe an, und während sie die Maschine in Bewegung setzte, murmelte sie mit müder Stimme, fast als müsse sie sich vor sich selbst entschuldigen:

„Der Mai war schuld daran.“ —

Musik.

— Brahms, Schumann und Mozart. Der englische Komponist Mr. Algernon Ashton leist, wie die Wiener „Abendpost“ der Zuschrift „Musik“ entnimmt, die Aufmerksamkeit der Musikfreunde auf einen artigen Zufall: „Brahms und Schumann schrieben je vier Sinfonien, Brahms in C-moll, D-dur, F-dur, E-moll; Schumann in B-dur, C-dur, Es-dur, D-moll. Läßt man die Grundtöne der Brahms'schen Sinfonien auf einander folgen, so ergibt sich dieses Motiv:

c, d, f, a.

Bei Schumann resultiert, merkwürdigerweise dasselbe Motiv, nur um einen Ton tiefer:

b, c, es, a.

Das Motiv ist aber wohlbekannt, denn es bildet das Hauptthema im letzten Satz von Mozarts „Jupiter“-Sinfonie, der C-dur-Sinfonie mit der „Schlußfuge“. —

Kunst.

—h. Die „Zweite Kunstausstellung der Berliner Secession“ wurde gestern mittag in dem Ausstellungsgebäude, das im Vorj. in der Kaufstraße neben dem Theater des Westens errichtet worden ist, eröffnet. Die Räume sind in diesem Jahre durch den Ausbau der beiden kleinen Zimmer, in denen die Zeichnungen ausgestellt waren, zu einem und durch den Ausbau eines neuen neben dem großen Sälingsaal beträchtlich vergrößert worden. Dementsprechend ist auch die Zahl der ausgestellten Kunstwerke vermehrt worden, es sind aber immer noch nicht mehr als 415. Eine Scheidung zwischen Gemälden, Zeichnungen usw. ist diesmal weder in der Verteilung der Werke in den Räumen noch in Katalog durchgeführt. Oelgemälde, Pastelle, Aquarelle, Zeichnungen und Radierungen bilden mit 338 Nummern den ersten Teil, plastische Arbeiten jeder Art, darunter auch ein Kamin, mit 57 Nummern den zweiten. Der erste Eindruck, den man bei einem flüchtigen Ueberblick empfängt, ist ein außerordentlich günstiger. Die Ausstellung bietet eine Fülle des Bedeutenden in glücklicher Anordnung; sie zeigt mit wenigen Worten zu charakterisieren, wäre ein unmöglicher Versuch. Es ist in dieser zweiten Secessions-Ausstellung, wie schon öfter erwähnt wurde, auch das Ausland herangezogen worden, der geringen Gesamtzahl der Werke entsprechend, jedoch in nur bescheidenem Maße. Ein paar ausgezeichnete Bilder französischer Impressionisten, Renoir, ein prächtiger Brangwyn, Labeyrie, Segantini, Whistler, Jorn fielen zunächst auf. Unter den deutschen Malern findet man im allgemeinen dieselben wie im vorigen Jahr. Arnold Böcklin hat neben drei älteren Werken ein neues gesandt, Hans Thoma und Wilhelm Trübner sind mit mehreren Bildern vertreten. Eine für die Geschichte der neueren deutschen Malerei besonders wertvolle Ergänzung der Ausstellung sind die acht Bilder von dem verstorbenen Hans von Marées, von denen sechs aus dem Museum zu Schleißheim stammen. Hervorragend ist vor allem auch

die kleine Sammlung von Plastiken, unter denen sich Arbeiten von Adolf Hildebrand, Constantin Meunier, Jules Lagae und eine von Rodin finden. —

Völkerrunde.

— Ueber die Leichenbestattung auf den Salomons-Inseln wird der „Köln. Volksztg.“ geschrieben: Wenn ein Armer stirbt, so wird kurzer Prozeß gemacht: man wirft seinen Leichnam ins Meer, damit die Haifische ihn auffressen. Stirbt dagegen ein Häuptling oder ein Reicher, so ist die Sache nicht so einfach. Trotz des heißen Klimas wird der Leichnam mehrere Tage im Hause aufbewahrt. Alle Verwandten und Fremde von nah und fern versammeln sich. Die Frauen halten Leichenwacht und klagen und jammern und weinen. Die Männer begeben sich in langer Prozession, im Gänsemarsch, die Art auf der Schulter in den Wald. Sie vermeiden dabei, daß zwei aus demselben Dorf hintereinander gehen; denn sie fürchten sich sehr, erschlagen zu werden. Im Walde fällen sie Holz und lehren dann in einer gleichen Prozession zurück. Sie schlagen im Viereck vier Pfähle in die Erde und füllen den Zwischenraum mit dem herbeigebrachten Holze. Wenn der Scheiterhaufen fertig ist, wird der Leichnam aus dem Hause geholt. Bei der Ankunft der Männer schlücht alle Klageweiber aus dem Totenhanse und kehren erst zurück, wenn der Scheiterhaufen bereits angezündet ist. Sie tanzen um den Toten umher und singen dabei. Wenn die Flammen dann schon hoch emporgeschlagen, stürzen sie auf den Leichnam, um ihn nochmals zu küssen, wobei sie sich oft recht schmerzlich verbrennen. Jetzt bringt man auch die Frau des Toten herbei, die man erschlagen hat, weil sie verlangt hat, mit ihrem Manne zu sterben, um ihm auch im Jenseits dienen zu können. Die Frauen werden mit ihrem Manne verbrannt. Ist die Leichenverbrennung beendet, so werden, um den Geist des Verstorbenen zu verjagen, Zauberkruten und alles mögliche Schminke um die Begräbnisstätte herum aufgezogen. Gebeine werden herbeigebracht, oft in großer Fülle, damit der Verstorbene im Jenseits sogleich etwas zu essen finde. Ist all dieses geschehen, so verlassen die Leute das Dorf, in dem die Asche des Toten ruht, aus Furcht vor dessen Geist. Sie siedeln sich an einer andren Stelle an. Jetzt kommt die Trauerzeit, die sich in laugen und strengen Fasten äußert. Während derselben werden Trauergürtel am Leib und Arm getragen. Beschlossen wird sie mit einem großen Fest, wobei es oft hoch hergeht. Gegen Ende des Festmahls wird noch ein Zaubertrank bereitet, und alle Anwesenden werden mit demselben beprengt, damit der Geist ihnen fernherhin nichts mehr anthun könne. —

Humoristisches.

— Unter der lex Heinze. „Warum spielen Sie denn keinen Slat mehr, Herr Kengstler?“

„Weil ich's nicht mehr riskieren möchte, Damen und Wuben durcheinander zu mischen!“ —

— Geistesgegenwart. Frau (zum Mann, der um drei Uhr nachts nach Hause kommt): „Nun, wie spät ist es denn?“

Mann: „Ich glaube ein Uhr“ (indem schlägt es drei).

Frau: „Du irrst dich, es schlägt drei.“

Mann: „Ach Unsinn! Die Uhr stottert.“ —

(„Weggend. Hum. Bl.“)

Notizen.

— Im Theater des Westens wird als nächste Novität „Rhodope“, Operette von Felix, Mitte Juni zur Aufführung gelangen. —

— In der Berliner Secessions-Ausstellung ist schon vor ihrer Eröffnung ein Kunstwert an eine Privatgalerie verkauft worden, Ludwig Corinths großes Gemälde „Salome“. —

— In der Veuthpreis-Vereinigung im Verein deutscher Maschinen-Ingenieure für 1890, die den Entwurf einer Vorrichtung zum Umladen von Kohle aus Kanalschiffen in Seeschiffe zum Gegenstand hatte, ist, wie das „Centralbl. d. Bauverw.“ meldet, nur eine Bearbeitung eingegangen, und zwar von dem Regierungs-Bauführer Heinrich Mehlis in Berlin, dem für den wohlgehaltene Entwurf die goldene Veuth-Medaille und der Veilmeyer-Preis (1200 M.) zuerkannt worden sind. —

— Von Felix Dörmann wurde eine dreitägige Komödie „Die Krauerbuben“ vom Wiener Deutschen Volkstheater für die nächste Spielzeit zur Aufführung angenommen. —

— Die Wiener Secession hielt ihre Jahresversammlung, in der berichtet wurde, daß die drei diesjährigen Ausstellungen von 46 000 Personen besucht waren. Verkauft wurden 254 Kunstwerke im Gesamtwert von 55 000 Gulden. Zum Obmann wählte man den Maler Karl Moll. —

t. Die Sonne durch das größte Fernrohr der Welt, dessen Benützung nächstens den Besuchern der Pariser Weltausstellung eröffnet werden wird, soll nach den veranstalteten Proben einen wunderbaren Anblick gewähren. Die Sonnenoberfläche erscheint in einer überraschenden Klarheit, die vulkanische Ausbrüche (Protuberanzen), die sonst nur am Rande der Sonnenscheibe sichtbar werden, sind durch das Niefenfernrohr auf dem Sonnenkörper selbst wahrnehmbar. —